

Gesamt
mehrmals einmal in der
„Rheinischen Tageszeitung“
Bezugspreis
einzel. Tagblatt monatl.
1.25 Mk.

Rhein Rassauischer



Rahn Volksfreund

Anzeigen
kosten die einspaltige kleine
Zeile 30 Pfg.
Familien-Anzeigen (außer
Sterbefällen)
nach anderen Abkommen
10 Pfg.

Zeitung für Heimatkunde und -Litteratur

für Heimat-Industrie und -Handel.

Donnerstag, den 25. April 1920

Sonntagsgedanken

Das war einmal! — so hört man sagen, das geruhige Leben. Da der Mensch auch wirklich Mensch war, da ihn die Notdurft des Lebens nicht ruhelos antreibt, von Arbeit in den bleiernen Schlaf, vom Schlaf zur bleiernen eintönigen Arbeit an der Werkbank, an der Maschine, auf dem Konfektionstisch!

Das war einmal!

Du Mensch mit deinen tausend fleißigen Sorgen! Das geruhige Leben kannst du auch heute noch führen, wenn du nur willst. Wenn deine Seele und dein Herz nicht erstarrt und verfault sind im Schlamm des Alltags, wenn deine Gedanken nicht wie müde Adler mit gebrochenen, gelähmten Schwingen mühsam und griesgrämig daherschweben, sondern sich nähren an großen Ideen, die über Futtertrümpfen, Sorgen und Ängsten hinausfliegen. Freilich wenn dein Weltanschauungsboden kein anderer ist als die laubige Asphaltkultur, wie sich die Zivilisation unserer Tage nennt, dann darfst du das Glück nimmer erdrücken, dann wird dich keines Berufs Bürde niederdrücken, keines Handwerks Niedrigkeit verdümmen und verdampfen, dann hast du die glückseligste Fähigkeit zum geruhigen Leben in dir, unbeschadet um äußeren Schein.

Wenn wir uns nach dem geruhigen Leben sehnen, dann müssen wir die Zufriedenheit erstreben. Und das ist, was uns Menschen von heute fehlt: die Hinwendung über den Alltag und die Zeitlosigkeit zu ewigen Hochzeiten, und die Verzichtnahme auf materielle Umwelt. Die Zufriedenheit ist ein Frieden und das Glück und innere Ruhe! Schlagt den Sturm tot und müht euch um ein geruhiges Leben. Gerade heute, wo alles unruhig ist, gerade heute! Das ist der Weg empor. Dr. K.

Das Kind in seiner Umwelt

Von H. Gode

Der Philosoph Leibniz hat das Wort gesprochen: Gebt mir die Erziehung in die Hände, und ich will die Menschheit in einem Jahrhundert umgestalten. Aus diesem Satz redet ein starker Glaube an die ungeheure Macht der Erziehung. Es soll uns fernliegen, diesen Glauben bezweifeln. Wir brauchen dieses Vertrauen wie bei jeglichem Werk, das geraden Weges, aus ihm quellen ja in besonderer Weise Frucht und Arbeitsfreudigkeit. Aber wir wollen uns doch auch darüber nicht täuschen, daß außer unserer bewußten, planmäßigen Erziehung noch andere Faktoren das Werden eines jungen Menschen bestimmen. Mittel, deren Wirksamkeit sich nicht mathematisch sicher berechnen läßt, die wir aber immerhin in Anbetracht bringen müssen.

Da ist zunächst mit der Natur des Kindes zu rechnen. Gemische Fähigkeiten, Reizungen sind tief eingeboren. Andere, vielleicht sogar normale Anlagen sind verflümmert oder gar nicht vorhanden. Nun läßt sich zwar das Angeborne im Menschen auch in gewisser Weise beeinflussen, aber doch in der Regel nicht ganz hinwegverdrängen. Hier gilt vielmehr Goethes Erziehungsweisheit: Und keine Form und keine Zeit gerichtlich geprägte Form, die lebend sich entwickelt. Da ist ferner zu rechnen mit den tausend mehr oder weniger verborgenen Mitgefühlen

des Kindes. Gedacht sei an die Menschen, die das Kind dauernd oder nur flüchtig umgeben, an sein Vaterhaus mit den frühen Kindheitsindrücken. Das sind alles Erzieher, die in ihrer Gesamtheit manchmal so mächtig wirken, daß sie fast den Stempel der Natur verändern. Geht es ihnen um die Absichten der planmäßigen Erziehung, oft zu Hilfe, gar manchmal aber fesseln sie auch ein böses Samenfeld in das empfängliche Kinderherz; erst wenn die böse Frucht reift, meckern es die Eltern, und tolllos müssen sie mit dem Schicksal ausrechnen: Das hat der Feind getan.

Unter die einflussreichen, viel zu wenig beachteten Mitgefühle des Kindes ist seine gesamte Umwelt zu rechnen, die Gesamtlage, die ihre stete Bildkraft langsam, aber stetig und sicher auf den werdenden Menschen ausübt. Da treten uns zunächst zwei Gegenstände deutlich vor Augen: Stadt und Land.

Die Erziehung durch die Stadt hat sicher ihre bestimmten Vorzüge. Das Kind ist in weit höherem Maße als der Erwachsene ein empfänglicher Sinnesmensch, es ist wie dieser noch nicht gedanklich so sehr beschäftigt, sondern nimmt Anteil an dem einzelnen Dinge und dem kleinsten Erlebnis. Das für eine Ausbeute gewährt nicht ein einziger Gang durch die Stadt. Da ist das Schaufenster. Wer, Großen schreitet freilich schnell an ihm vorbei, aber das Kind stellt sich davor hin. Es bleibt lange stehen, es nimmt sich Zeit. Stimmungen und Gefühle werden lebendig, eine Tür tut sich auf, weißt das junge Seele hinein in ein weites Kinderland, eine Welt steigt auf, vor der der Geiz und der Lärm der Straße in nichts versinken. Ein Gang vor Weib und Kind durch die Straße: Wie steigt ihr auf in der Erinnerung, ihr Bilder der Vergangenheit, wenn bei jedem Laden halt gemacht wurde, um ihn mit Mühe zu beugen, um von seinen erlebten Schönen mit schauernder Seele bei Tage und bei Nacht zu träumen. Wie viele Sünden lernt das Stadtkind aus täglicher Anschauung kennen, die dem Dorfkind immer fremd bleiben. Da schaut es die verschiedensten Früchte der weiten Erde im Obstladen, beim Metzger steht es Gegenstände, von denen es Name und Zweck wissen will, am Zeitungshändler liest es Überschriften und Notizen, die sein Wissen bereichern und sein Denken anregen. Die Straße weht ihm zum Puch, aus dem es immer und immer wieder Neues lernt. Es führt mit der Elektrifizierung, vorbei an kunstvollen Bauten, an Denkmälern, es begleitet den Festzug zum Rathaus, es stellt sich zum Hausen Menschen, der sich aus diesen oder jenem Grunde gebildet hat, und alles das setzt sich in der Seele fest und hinterläßt dort seine letzten oder tiefen Spuren. Das Stadtkind kommt viel mit fremden Menschen zusammen, mit Mäßen, es ist nicht selten durch das Gedränge der Straße hindurchgezwungen. Dadurch wird es beweglich, flink in seinem Handeln, es wird entschlossen, dreist gegen Gelehrten, es lernt sich schnell in die Verhältnisse schalten.

Neben diesen Vorzügen wohnen aber der Erziehung durch die Stadt auch recht bedenkliche Nachteile inne. Denn bei weitem nicht alles ist gut, was das Kind auf der Straße hört und sieht. Bänkelt, läßt es im Wühlkasten, häßliche Postkarten vergiften sein Gemüt. Wo es so vielen Menschen begegnet, da sieht es Taten, hört es Worte, schaut es Gebärden, die es vielleicht annehmen um zum Wesen verleiten. Die flüchtige Beobachtung kann doch hassen bleiben und zum Ausgangspunkt einer Unzufriedenheit werden. Wenn das Kind in der Stadt recht viele Dinge sieht, so kann ihm gerade zu das zum

Nachteil gereichen. Denn weil sich ihm zu viel aufdrängt, kann es nicht alles genau in sich aufnehmen, es gewöhnt sich an ein oberflächliches Betrachten, es verlernt wie der Erwachsene nur zu bald das richtige Sehen und die Freude am Schönen. Trotzdem reizt die stete Mannigfaltigkeit der Eindrücke in ihrer fabelhaften Quantität, ob das Kind will oder nicht, es muß die vielen Dinge und Vorgänge auf sich wirken lassen und es muß dabei einen Teil seiner Nervenkraft nutzlos dahingeben. Aus diesen Gründen kann man es verstehen, wenn Eltern gerade in der Großstadt ihr Kind vor dem Einfluß der Straße zu bewahren suchen und es lieber in der Stille und Sicherheit des elterlichen Hauses aufwachsen lassen. (Fortf. folgt.)

Aus der Geschichte Braubachs

(Fortsetzung.)

Während der Regierungszeit des Landgrafen Georg blieben die Bürger nun ruhig; als aber 1660 Landgraf Ludwig in der Regierung folgte, hoben ihre Klagen von neuem an. Bei der Schwere der ungemeinen Fron, an die jeden Handwerker vom Einzug abhalten, mühten sie neurechts noch täglich 4 Schanzarbeiter stellen, obwohl die Hälfte der männlichen Einwohner aus Befreiten und Arbeitsfähigen bestünde; denn bestimmt seien der Schulz, 12 Gerichtsschöffen, 2 Bürgermeister, 4 Walschützen, 8 Weinschöffen, der Bachmeister, der Trommelschlag, der Kuchenschneider und anderer andere frondfrei. Sie boten, sie zu halten, wie ihr Stadtprivileg es ihnen zusicherte, das ihnen leider bei dem Brand des Rathauses 1613 verloren gegangen sei. Die Nachforschungen nach einem solchen in den Archiven zu Darmstadt, Marburg und Cassel hatten aber keinen Erfolg, und es blieb daher beim alten.

Damals wohnten in Braubach kaum 100 Familien; erst 1677 zählte man in 98 Haushalten: 89 Bürger, 25 ledige junge Männer unter 30 Jahren und 12 Witwen.

Mit den bürgerlichen Verhältnissen jener Zeit macht uns eine von dem Ortsvorstand zusammengestellte „Polizeiverordnung und alt herkommen“ bekannt, die in 19 Absätzen etwa folgendes besagt: 1.—4. Fremde Zusammenkünfte haben vor dem Gericht und der ganzen Gemeinde ihren Bürgergeld zu leisten und dabei ihren Geburtsort vorzulegen. Sie geben 4 Gulden Bürgergeld (im Jahre 1772 gab in fremder Mann 10 Gulden, eine Frau 15 Gulden Bürgergeld) und einen ledernen Feuerzeiger. 5. Bei herrschaftlichem oder städtischem Gebot mit Glockenschlag hat jeder Einwohner, ohne Schlingen, Hosen und spitze Schuhe unter dem Rathaus zu erscheinen. 6. Am Tage Simonis und Judas wird ein Ratmann gewählt, der mit einem des Gerichts das Urteil bei den Werten erhebt und zwar für die Gemeinde von jeder Ehm ein Viertel (den 20. Teil einer Ehm) und für den Landesherrn durch Vermittelung der beiden Weinschöffen von jedem Fuder inländischen verzapften Weins 15 1/2 Albus Lagergeld. Nach einem Jahre tritt dieser Ratmann das Bürgermeistamt an, um ein weiteres Jahr die Gemeindevorstand zu stellen. 7. Gleichfalls auf Simonis und Judas werden vom Rat aus der Bürgerschaft 4 Feldschützen gewählt und vor Gericht vom Schultheißen vereidigt. Sie haben Feld- und Wald-, Jagd- und Fischrecht zur Anzeige zu bringen und die Grenz- und Marksteine zu begehren. (Feldbäume wurden alsdann an das

Balsen gelegt. Im Jahre 1816 kamen die beide Goldseifen am Rathaus für 35 Kreuzer zum Verkauf.) Dafür sind sie rauch- und frondfrei, und erhalten von jedem Bürger einen Loth Brot, ein Garbe Frucht und aus dem Zehnten ein Loth Trauben, wie einer solchen tragen kann. Das von gewissen Orten den Schützenwein. Pfingste werden noch 4 heimliche Schützen angedeutet, die jedoch keinen Lohn erhalten und keine Freiheit genießen. 8. Um Maria Geburt werden 8 junge Bürger vom Rat bestimmt, die zwei Jahre lang in den vom Rat gesetzten Lohn für Einheimische und Fremde den Wein schroten. In der herrschaftlichen Kellerei erhalten sie für jedes Faß, groß oder klein voll oder leer, aus oder ein, drei Albus und die Verbesserung oder Neuanfertigung von Schreibern einen guten Trunk. Sie sind frondfrei. Weichzeit werden 4 Eider ausgewählt und vereidigt, die nach ansehnlichem Lohn die Gefäße revidieren; aus der Kellerei erhalten sie ein Vogel Wein. 9. An den selben Tage werden zwei Ratten- oder Kirchemme her, einer aus dem Gericht, einer aus der Bürgerschaft, gewählt, die um geringen Lohn die Ratten gefälle verzeichnen. 10. Die Verrechnung hat im Gemeindevollstand Höhe und Jagd. Alljährlich wird eine Gemeinschaft mit dem Dachsenhäuser Schultheißen und Bürgermeister die Mast befestigt und bestimmt, wieviel Schweine jeder Bürger einreiben darf. Jeder Rast- und Gerichtsmann darf ein Schwein mit zureichen als der Bürger, und jeder Dachsenhäuse der mit 2 Pferden dienstbar ist, sowie wie ein Richteramt. 11 und 12. Holzkonsumtionen sind nach des Rats, auch für die Dachsenhäuser Einwohner, wofür er je 1/2 Viertel (2 Maß) Wein zu beanspruchen hat. Dürres Holz kann als Brennholz ohne Anweisung geholt werden. Das über die amts gehörigen Dörfer freierweise ins Elbfeld bringen müssen, ist außerhalb des alten Gebiets zu bauen wie zu den Landgrafen Philipps Bedenken und am bei der Frau Wittib Hoffstätt die Gemmeierher jährlich aus ihrem Wald 60 Fuder Holz zur Hofsta bringen mußten, um den Braubacher Wald zu säuen. 13. Jeder Einwohner hat in der städtische Mühle am Dachsenhäuser mühlen zu lassen, die durch das große Abnehmen der Bürgerschaft und weil es fürstl. Gnaden fehl. Andenkens (Landgraf Johann in neuerlicher Zeit dabei eine Wollmühle gebaut, in großen Abgang geraten. 14. Der Gemeindevollstand unterhalb der Stadt, der früher jährlich einen Stad viertel gegen 7 Gulden Jink zugewiesen wurde, ist jüngerer Zeit dem Herrn Oberstleutnant für sei Schwoiger „Hindobach“, dann dem Herrn von Wein burg und zuletzt dem Amtskeller Schütz schweid überlassen worden. 15.—17. Die 12 Gerichtsschöffen sind von Jagd- und anderen Diensten frei zu treten am Montag nach dem 18. Januar, nach Johannes Baptista, und nach Martin zu einem Ein gericht zusammen, dafür erhalten sie aus der Kellerei 4 Gulden 14 Albus und einen Krug Wein. In diesen Gerichten werden im Weiden eines fürstlichen Beamten und der beiden Bürgermeister Schelmor und Schlägerer verhandelt; die Strafgelder sollen, 1/2 der Herrschaft, zu 1/2 dem Gericht zu. 18. Bei der Kellerei und den Peter Schützen Erben ist die Hofstall zu unterhalten. 19. Wenn ein Diebstahl in der Stadt vorkommt, soll der, bei dem er geschehen; bei dem städtischen Beamten um eine Untersuchung anhalten; für das Zusammenhalten der Bürgerschaft ist er daher mit einem Choi We versellen. — Die Höhe dieser Verpflichtung soll nach vor überreichten Begütigungen wohnen. (Fortsetzung folgt.)

Die unsichtbare Mauer

Von Hellmuth Unger.

Mr. Smith, der erste Privatsekretär Mr. Riffertons, des großen amerikanischen Stahl- und Granatenkönigs in New York, wartete mit einiger Unruhe auf die Heimkehr seines Gebieters. Mit der Uhr in der Hand verfolgte er sein Kommen. Mr. Rifferton war an diesem Abend mit seiner Tochter Violet zur Metropolitan-Oper gefahren, was er mit gewohnter Pünktlichkeit in jedem Monat einmal zu tun pflegte; danach würde er mit ihr in einem der teuersten Restaurants zu speisen, um 11 Uhr holte ihn von dort sein weißer Luxuswagen ab, und zwanzig Minuten später hatte die Dienerschaft ihn in seinem Palaste zu erwarten. Mr. Rifferton pflegte dann neu eingegangene Telegramme schnell durchzusehen, kurze Anweisungen zu treffen, um noch eine halbe Stunde bei Mr. Violet in deren Privaträumen zu sitzen und sich seiner einzigen Tochter zu widmen. Ein Luxus, den er sich auch nur allmonatlich leistete. Bei dem Nachdenken an Arbeit, das er zu bewältigen hatte, kein Wunder.

Als er Smith sah zum dritten Mal den Stapel wichtiger Depeschen durch, die zum größten Teil von den Riffertonschen Granaten-Werksstätten, der größten Goldgrube und Dollarmaschine, seit auf dem europäischen Kontinente der Weltkrieg raste, gekommen waren. Für ihn sollte die nächste Viertelstunde einen Wendepunkt seines Lebens bedeuten, denn er wollte nicht länger den Untergebenen spielen. Seine Erfindung erschien ihm so ungeheuer, daß sie selbst auf einen so abgegründeten und kühlen Geschäftsmann wie Rifferton Eindruck machen mußte.

Neben dem alten Kamine, in dem ein knisterndes Scheitelfeuer aufleuchtete, hob Rifferton Riffertons Kopf seinen Augen, spitzen Kopf. Dieser Punkt, obste Nase und vom berühmtesten Stammbaum,

hatte Rifferton schon tausend Dollar gekostet und war als Preisgekrönt auf der letzten großen Ausstellung erstanden worden.

Die Uhr zeigte zwanzig Minuten nach elf. Stimmen wurden laut. Ein Diener öffnete die breite Flügeltür zum Privatzimmer des Stahlkönigs. Rifferton trat ein. In sichtlich guter Laune, das sahe, schärfe und silberne Raubvogelgesicht von der Jugend erfüllt und gerötet, setzte er sich an den Schreibtisch, klopfte am Tischende die Asche seiner leichten Holländer ab, eines übrigens widerigen Krautes, das Riffertons Reichum — man schätzte ihn seit dem Kriege auf eine runde Milliarde — nicht entpoch, und wandte sich seinem Sekretär zu.

Mr. Smith zögerte.

„Verzeihung, Herr Rifferton, ich hätte ein Anliegen.“

Ein scharfer Blick aus harten Augen flog ihm zu.

„Persönliche Angelegenheiten?“

„Zum Teil, Herr Rifferton.“

„Sie wissen, daß ich jetzt Privatmann bin. Wenn es wirklich wichtig sein sollte, meine Sprechstunde ist morgens von neun bis zehn Uhr.“

„Es ist wichtig, Herr Rifferton.“

„Geschäftlich, Herr Smith?“

„Eine Erfindung.“

Riffertons Gesicht verzog zu einem breiten Grinsen, das es noch mehr entstellte.

„Wieviele Erfindungen werden uns täglich angeboten, Smith?“

„Hundert, Herr Rifferton. Diese aber ist von mir.“

Rifferton mußte schon wirklich guter Laune sein, daß er seinen Sekretär noch weiter anforderte.

„Dann haben Sie sie gemacht?“

„Im Laufe der letzten Monate in Riffertons Hause.“

Rifferton konnte man die riesigen Verfassungen und Fabrikanlagen des Stahlkönigs anwinkeln

der Hauptstadt.

„Und wie?“

„Wenn ich die Ehre hatte, mit Herrn Rifferton dort zu sein. Die freie Zeit... Ich habe Talent... Technische Dinge haben mich immer schon angezogen.“

Smith wurde immer verlegener.

„Sie haben also Ihre freie Zeit an solche Nichtigkeiten verschwendet, Herr Smith. Wollen Sie, daß ich einen Phantasten zum Privatsekretär nicht brauche kann? Sie sind entlassen. Lassen Sie sich morgen das Gehalt für einen Monat auszahlen und benachrichtigen Sie Gaulten, daß er morgen an Ihre Stelle tritt.“

„Dann?“

Smiths Gesicht verriet nichts von der mächtigen Erregung, die ihn durchzitterte. Wenn er gegen diesen Mann etwas durchsetzen und gewinnen wollte, dann mußte er kühl bleiben, eifrig sein.

„Dach ich mir dann auch gleich die hunderttausend Dollars anweisen lassen, die meine Erfindung wert ist?“

„Sie schämen sich nicht gering ein, Smith!“

„Es wäre aber der äußerste Fall. Herr Morgan würde mir vielleicht das Doppelte zahlen.“

Rifferton legte die Zigarre langsam beiseite — ein Zeichen, daß sein immer rastloses Gehirn zu arbeiten begann. Dann klangelte er.

Der Diener wartete.

„Sagen Sie Mr. Violet, ich liebe fragen, ob sie nicht in mein Zimmer herüberkommen wollte, es handle sich um eine geschäftliche Angelegenheit, die sie vielleicht interessiert.“

Rifferton pflegte große Entscheidungen nur zu treffen, wenn er sich auch der Ansicht seiner Tochter versichert hatte. Es war etwas Übergeheimen dabei, daß seine Pläne ihm dann etwas mühsam. Smith wachte, daß er gewonnen hatte, mußte diesen Reichen fesseln. So gab es sich, kühl und bedacht,

bis Mr. Violet eintrat. Das junge Mädchen lachte den Sekretär mit lässiger Grazie und setzte sich an den Schreibtisch.

„Herr Smith wird uns morgen verlassen, Violet, um einen andern Posten zu übernehmen.“

Violet sah auf. Und dieser kühle, eisige Blick packte wenig zu der Weichheit ihrer noch so lichen Jüge.

„Ich möchte einen andern Posten übernehmen, Mr. Rifferton, wenn eine Erfindung es mir ermöglichen würde, diese mir nie recht angenehme Tätigkeit aufgeben zu können.“

„Wollen Sie uns berichten?“

„Meine Erfindung betrifft nicht mehr und ist weniger als den Weltkrieg. Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, ihn für alle Zeiten beenden zu können.“

Rifferton sah ihn erwartungsvoll an. Er fühlte: Problem, das abseits aller sonstigen Erfindungspläne stand. Wollen Sie die Erzeugung von Granaten mehr steigern, Mr. Smith? Sind Sie Engländer, daß dies Ihnen so wertvoll ist?“

Smith schaute folgend den seinen Spott; der Rifferton mußte doch, daß er von deutschen Eltern abstammte, die sich schon vor vielen Jahren amerikanisiert hatten.

„Im Gegenteil, ich will diese Erzeugung für Zeiten stilllegen. Die Technik, die schon so viele Trümphre feierte, soll auch den größten Feiern; in denstalt unter den Völkern der Erde zu sein.“

„Daben Sie irgendwelche Unterlagen?“

„Nur Taffachen, Mr. Rifferton. Da mußte, daß Sie auf meinen Vorschlag doch einzugehen würden, hatte ich auf halb zwölf Uhr jenes A befehle, um Sie nach Riffertons Hause zu begleiten wir können in vier Stunden dort sein. Und es alles bereit, Ihnen die Erfindung vorzuführen.“

„In Riffertons Hause?“

„Nein, aber in das Nähe. Ich werde

Das Reichsamt für . . .

Eines sonnigen Abends ging der Professor des Gymnasiums in . . . Professor Stollwaggen, ein Pfaffen (schon) durch die schmalen Gänge seines Rathhauses. Da blühten artig und verständig einige rote Rosen, denen der Herr Professor hier zu blühen erlaubt hatte, da lag das gute grüne Gras im Abendsonnenschein — Herr Professor Stollwaggen hatte es selbst gesät —, da pflückten die Kartoffeln und die Rüben demüthig in der Erde und warteten darauf, daß man sie herausziehe, die Sonnenblumen nickten in den Himmel, fast ein wenig zu stolz, fast ein wenig zu übermüthig — und da . . . Was war das?

Da rannten sich die Bohnenpflanzen — aber eine rannte sich nicht. Eine trotz an der Erde herum, gerade über den Weg, der da vorbeiführt, und wenn man nun nicht acht gab, dann konnte sie am Ende getreten werden. . . . Regentlich brummend hob sie der Professor Stollwaggen auf und band sie an den zugehörigen Stolz, von dem sie so stolz abgefallen war. Dann ging er weiter und verdante das ihm aus Grund seiner Lebensmittelfürsorge gestandene Abendbrot und dachte so an allerhand. Merkwürdig: er kam immer wieder auf die Bohne zurück.

„Das war doch nun gewiß nicht die einzige Bohne in den Gärten da ringsherum, die vom Stolz abfiel, am Ende getreten wurde und auf diese Weise verlor. Was war das? Das war eine Verschwendung. Das war doch gewiß nicht die einzige Bohnenpflanze in all den kleinen Städten und Dörfern ringsum, die da abfiel und verlor. Was war das? Das war eine Gefahr. Das war eine große Gefahr. . . . Und dann ging Stollwaggen zu Bett.

Aber in der Nacht, als der Mond rund und behäbig, wie es sich für einen ordentlichen Mond gehört, ins Fenster schien, da fuhr Stollwaggen jäh empor und dachte nach: Bohnen . . . Abgefallene Bohnen . . . Und er berechnete.

Und berechnete, daß diese abgefallenen Bohnen allein in der Provinz Westfalen, bei, sagen wir, einem Areal von, na, zwanzigtausend Morgen, in tausende wären, Coblenz drei Monate lang zu ernähren. . . . Er war ein tüchtiger Statistiker. Er setzte die Ziffern müde ab. Das ging nicht.

Am nächsten Nachmittag sah der Professor Stollwaggen da und verlas eine Denkschrift, ein Promemoria sozusagen, an den Herrn Landwirtschaftsminister und an den Landrat. Er legte darin ausführlich dar, was es mit den abgefallenen Bohnen auf sich habe, und wie das verdräufelt sei, wenn man die Frage en bloc betrachte, und was das Land für einen Schaden davon habe. . . . und dann leuchteten seine Augen, er blickte triumphalliter an die Studenten: da war es, das erlösende Wort! Und dann schrieb er, daß die Feder nur so fragte, und bat um Errichtung eines Reichsbohnenamts. Das war es. Und das hatte gefehlt.

Nach dem zweihundertzwanzigsten Referat dieser Art — die nächsten einundzwanzig waren sein äußerlich in Maschinenchrift geschrieben — hatte der Landwirtschaftsminister in Berlin ein Einsehen. Er ließ sich der Professor aus . . . kommen.

Der kam. Die Unterredung dauerte zwei Stunden, und Professor Stollwaggen redete, wie er noch niemals geredet hatte. Der Landwirtschaftsminister versprach, mit den Herren vom Finanzministerium Rücksprache zu nehmen — von denen hing alles ab.

Stollwaggen steckte sich hinter den Abgeordneten seines ländlichen Bezirks. Er sagte ihm allerhand, ließ etwas von „zukunftsreicher Karriere“ auch für den Herrn Abgeordneten fallen. . . .

Am 17. Juli 1920 wurde durch Gesetz II C Nr. 24 365 45/III 5A des Landwirtschaftsministeriums in Berlin

das Reichsbohnenamt

begründet. Chef des Reichsbohnenamts: Herr A. Stollwaggen. Und nun ging's los.

Der Chef des Reichsbohnenamts tat etwas. Er forderte an. Schreibmaschinen, Regale, Aktenschränke, Räume — viel Räume — drei Geheimexpedierende Sekretäre, fünf expedierende Sekretäre, drei Registratoren, Bureauhilfen, Tippdamen, Regierungsräte — kurz: was der Mensch so zum Leben braucht. Er bekam von allem die Hälfte, schimpfte furchtbar und forderte in Zukunft das Doppelte von dem an, was er brauchte. So glückte sich das weiter aus.

über mein Werk behalten, bis es ihr Eigentum wurde.“

Klifferton schenkte und gab dem Diener Beisungen, keine Sachen zu richten. Er mußte in einigen Minuten geschäftlich fortahren. Violet bekam Lust, die Herren zu begleiten, aber der Vater schlug es ihr ab. Sie würde müde sein, und die Anstrengungen der abermaligen Fahrt seien zu groß.

Können Sie kurz berichten, Herr Smith? Das bringt's erklären? Violet wird etwas neugierig sein.“

„Gern. Ich habe eine unsichtbare Mauer erfunden, die man auf beliebig lange Strecken aufrichten kann. Es kreuzen zwischen Massen, die selbst unter Hochspannung stehen, ganz ungeheure Ströme, die jeden Durchgang zwischen ihnen zur Unmöglichkeit machen. Diese Ströme haben ein so großes Aktionsgebiet, daß sie auch jeden Flieger vernichten, der sie überkreuzt. Zwischen feindlichen Staaten können nun solche unsichtbaren Mauern errichtet werden, eine neutrale Zone zu beiden Seiten würde die Völker vor Gefechten sichern, die in allzu großer Höhe die Mauer überqueren. Etwa in der Höhe über zehn Kilometer. Statt der ungeheuren Truppenmassen, die ein vom Nachbar angegriffenes Volk aufheben müßte, um sich zu schützen, kann es seine Grenzen fortan durch solche Mauern schließen, die jeden töten, der sie durchdringen will. Auch über Meeren liegen sie sich errichten. Sie sehen, Herr Klifferton, die Ausblicke zur Auswertung sind nicht gering.“

„Seit, ganz nett, lieber Smith. Und dafür wollen Sie hunderttausend Dollars?“

Dreihunderttausend, Herr Klifferton.“

Der Diener meldete, daß das Auto bereit stünde.

Wenige Minuten später fuhr Klifferton mit Smith in seinem Rennwagen, der mit hundertzwanzig Kilometer Geschwindigkeit die schnurgeraden Straßen durchkreuzte. Ob sie an die Gabelbrücke kamen,

und Stollwaggen organisierte:

Das Reichsamt für die Erzeugung von Bohnen und verwandten Gemüsen nicht Lust auf ihre sachgemäßen Bewirtschaftung“ zerfiel in zehn Unterabteilungen für Klee, Raps, Pfeffer, Sau-, Weiz-, Gerst-, Weizen-, Bohnen-, Stauden- und Getreidebohnen. Und jeder Abteilung stand ein Regierungsrat vor, und Professor Stollwaggen erhielt den Rang des Choralisten eines Oberregierungsrates. Und jede Abteilung hatte eine Registratur und ein Sekretariat und eine Vortragskammer und eine Allgemeine Abteilung und eine Zentrale und viele, viele kleine Unterabteilungen. Und über dem Ganzen thronte, schwebte unser Stollwaggen.

Stollwaggen, nicht faul, sah die Notwendigkeiten der Reuezeit ein: er schuf die Presseabteilung des Reichsbohnenamts. Er schuf die Nachrichtenstelle des Reichsbohnenamts, die Departementsabteilung und den Referenten für Bohnensachen beim Reichswirtschaftsministerium. (Die Regierung schuf immer mit. Sie sah gar nicht so genau hin, und wegen jedes Reichsamts konnte sie auch ihre Tätigkeit nicht gleich unterbrechen, nicht wahr?)

Und das Reichsbohnenamt wuchs, gedieh und blühte. Es hatte auch schon eine Geschichte: da war sein denkwürdiger Zusammenstoß mit dem Reichsgemeinschaft, das ihm keine Kompetenzen streitig zu machen drohte — da! die Kompetenzen, das Delikt, wo der Beamte hat. . . . Aber Stollwaggen regte, und das Reichsgemeinschaft froh klein und häßlich in seine Höhle zurück. . . . Da waren die dreihundertzwanzig Berichtungen, die das Reichsbohnenamt der deutschen Presse zugehen ließ, und die sie alle, alle druckte — trotz der Papiernot. Das wäre ja auch noch schöner! Und das Reichsbohnenamt blühte und gedieh, und Stollwaggen blühte und gedieh auch, und Kindes- und Kindeskinde dieses Mannes werden noch in sein Amt eintreten können, für sie ist gesorgt, denn aufgelöst wird es nie — hat ihr schon einmal gehört, daß ein deutsches Amt jemals aufgelöst worden wäre? —

Und wenn es nicht gestorben ist . . . Bohnen? Wie denn? Wie meinen Sie — Bohnen? Ach so!

Ob nun auch die Bohnen in Deutschland besser gediehen und ob nun auch wirklich keine mehr getreten würden, und ob überhaupt die Bohnenzucht? Aber, Mensch, bedenken Sie doch: zehn Unterabteilungen und nunmehr zusammen dreihundertzwanzig geheime expedierende Sekretäre und fünfundsiebzig Regierungsräte und ein Oberregierungsrat und demnachst wohl ein Ministerialdirektor . . .

Was —? — Es sei Aufgabe dieser Stelle, sich um die Bohnen . . . Was haben Sie denn immer mit Ihren Bohnen? Bohnen brauchen wir gar nicht. Ein Reichsbohnenamt — das brauchen wir! Diszant!!

Für Raucher

Von Karl Scheffler.

Einige Jahre vor dem Krieg hat der französische Journalist Duret Deutschland besucht und ein Buch über seine Beobachtungen veröffentlicht. Er spricht darin auch über den rauchenden Deutschen und findet für ihn das glückliche Wort vom „würdigen Zigarettenraucher“. Das Wort ist gut, weil der Deutsche in der Tat beim Rauchen Würde entwickelt. Regelmäßig wie beim Weintrinken. Vor einer Flasche Wein kommt sich besonders der Norddeutsche wichtig und vornehm vor, er gießt den sauersten Krüger mit einer Art von Andacht herunter, wie wenn er eine sakrale Handlung beginge. Und wenn er eine Zigarette anzündet — wann late er es nicht am Morgen, Mittag oder Abend! —, sucht er weniger den Genuß, als vielmehr einen Riegel seines Selbstgefühls. Er kommt sich rauchend selbstherrlicher vor, überlegener. Man muß es beobachten, mit welcher Liebe er die Zigaretten im Futteral prüft, betastet, beschmeißelt, das lockere Deckblatt befeuchtet, Feuer macht und die ersten Züge tut. Der Mann fühlt sich noch eins so männlich. (In meinem Geburtsort pflegten die jungen Mädchen von den Männern zu sagen: wer nicht raucht, ist kein Mann.) Und die Frau fühlt sich frei und gleichberechtigt eigentlich erst mit der Zigarette zwischen den Lippen.

Das Rauchen ist im neunzehnten Jahrhundert in fast allen Ländern eine wichtige Angelegenheit geworden; nirgends aber wird es so wichtig genommen wie in Deutschland. Man vergleiche zur Probe einmal amerikanische, französische oder dänische Filme mit deutschen; der deutsche Filmschauspieler allein wird in allen dramatischen Lebenslagen umständlich und

mit Bezug dem Zuschauer etwas vorzuziehen. Nirgends gab und gibt es so viele Zigaretten wie in Deutschland, nirgends konnte man vor dem Kriege so wohlfeil rauchen, und in keinem anderen Lande wohl gab es jemals „Rauchereien“. Nur in Deutschland auch konnte der Arbeiter gegen das in den achtziger Jahren von Bismarck erzwungene Tabakmonopol so revolutionären Charakter annehmen. Geraucht wird bei uns von arm und reich, jung und alt, bei der Arbeit und nach Feierabend, in der Eisenbahn und im Speisewagen, auf der Straße und in allen Zimmern der Wohnung. Viele Tausende leben von der Fabrikation, von der Einfuhr und vom Anbau des Tabaks, und unübersehbar ist die Zahl der Kleinhandlärer. Im Jahre 1913 sind in Deutschland eine Milliarde und sechsundachtzig Millionen Mark für Tabak ausgegeben worden. Heute wird diese Summe natürlich weit überschritten. Denn wenn jetzt auch nothgedrungen weniger geraucht wird, so hat sich der Preis dafür ja auch verzehnfacht, ja verzehnfacht. Der Arbeiter raucht Zigaretten, die das Stück eine Mark kosten, der Bürger zahlt, je nach seinem Geldbeutel und nach seiner Passion, das Doppelte und Dreifache, der Schieber das Zehnfache und mehr, der kleine Kaufmannslehrling zahlt zwanzig und dreißig Pfennige für seine Zigarette, und die Tippdame läßt sich von ihrem Cavalierier Zigarettenmännchen anbieten. Alle suchen eine Art von Herrenmühsal. Sie denken nicht daran, daß sie mit den Milliarden Deutschland den Feinden und Neutralen immer mehr verschunden, daß sie einen Teil von ihrer Selbstständigkeit als blauen Dampf in die Luft blasen, oder es ist ihnen gleichgültig. Es sind dieselben Menschen, die vor dem Krieg etwa vier Milliarden jährlich für alkoholische Getränke ausgegeben haben. Das nannte man damals, nennt es wohl noch heute wirtschaftlichen Aufschwung und Rationalismus. Betäubungsmittel, die der Gesundheit schaden, die Sitten verderben und den Verstand schwächen, sind wohl kaum solche Summen, sind kaum diesen Aufwand an Zeit, Aufmerksamkeit und Nervenkraft wert.

Kein Nichtraucher sagt das, sondern einer, der den Genuß einer guten Zigarette oder Zigarette zu schätzen und anderen zu gönnen weiß. Ihm scheint aber, wie für so vieles, auch hierfür jetzt die Zeit gekommen, einmal zu untersuchen, ob dieses allgemeine Tabakgeschmache nicht allgemach in trübsinnige Leichtsinns ausartet, ob es nicht Züge des Blödsinns und Verwerflichen annimmt. Mit dem Geld, das vor dem Kriege für Tabak und Alkohol ausgegeben worden ist, könnten wir unsere Kriegsanleihen verzinsen; auf den heutigen Stand des Geldes ausgerechnet, ergäbe es sogar eine Summe von wenigstens fünfundsiebzig Milliarden. Legten die Deutschen sich selbst diese Zieher auf, so wären viele der furchtbaren Verlegenheiten unserer wirtschaftlichen Lage aus der Welt geschafft. Und wir könnten dabei auch sonst nur gewinnen. Es soll keiner lächerlicher Futurismus sein: kanstische Affäre das Wort geredet werden, es ist ganz lässig gemeint. Warum soll aber eigentlich dem freien Willen ganz unmöglich sein, was unter der Diktatur der Not doch so schnell möglich wird. Wie oft haben wir im Krieg erfahren, daß Bedürfnisse sich als sehr unwichtig herausstellten, die lange als unentbehrlich galten. Der Handel des Auslandes fußt uns nun bei unseren — ach so vielen! — schwachen Seiten, um das Letzte aus uns hervorzuholen.

Goethe hat einmal ein recht kräftiges Wort über das Rauchen gesprochen. In einem Gespräch mit R. v. Arnheim. Er sagte: „Das Rauchen macht dumme; es macht unfähig zum Denken und Dichten. Es ist auch nur für Müßiggänger, für Menschen, die Langeweile haben, die ein Drittel des Lebens verblasen, ein Drittel mit Essen, Trinken und anderen notwendigen oder überflüssigen Dingen hindabeln und alsdann nicht wissen, obgleich sie immer „vita brevis“ sagen, was sie mit dem letzten Drittel anfangen sollen. Für solche faule Tüfeln ist der liebevolle Verkehr mit den Pfeifen und der behagliche Anblick der Dampfwolke, die sie in die Luft blasen, eine geistvolle Unterhaltung, weil sie ihnen über die Stunden hinweghelfen. Zum Rauchen gehört auch das Biertrinken, damit der erlöste Gaumen wieder abgeköhlt werde. Das Bier macht das Blut dick und verstärkt zugleich die Veranlassung durch den narzotischen Tabakdampf. So werden die Nerven abgestumpft und das Blut bis zur Stöckung verdickt. Wenn es so fortgehen sollte, wie es den Anschein hat, so wird man nach zwei oder drei Menschenvollern schon sehen, was diese Bierdünne und Schmauchhimmel aus Deutschland gemacht haben. An der

Geistlosigkeit, Verkrüppelung und Armeligkeit unserer Literatur wird man es zuerst bemerken, und jene Gesellen werden dennoch diese Missethäter höchlich bewundern. Und was folgt der Geistes! Schon jetzt gehen 25 Millionen Liter in Deutschland in Tabak, reich auf, die Summe kann auf 40, 50, 60 Millionen steigen. Und kein Hungeriger wird gesättigt, und kein Rastler gekleidet. Was könnte mit dem Gede geschehen!“

Dieser Stoffhafter ist nicht unwirksam zu machen mit dem Hinweis, Goethe selbst sei Nichtraucher, ihm sei das Rauchen persönlich unlieblich gewesen. Als er sagte, man werde schon sehen, was die Biertrinker und Raucher aus Deutschland in wenigen Menschenaltern gemacht haben, hat er prophetisch gesprochen. Seit jener Zeit ist unsere Kultur vor die Hunde gegangen. Ganz gewiß nicht nur und nicht in erster Linie infolge des ungeheuerlich zunehmenden Bier- und Tabakverbrauchs, aber doch mit als eine Folge davon. Das Rauchen ist ein Symptom. Ein um so bedenklicheres, je mehr mit Würde geraucht wird, je mehr die Zigarette im Munde der Jugend zum Symbol der Selbstständigkeit wird.

Dies kommt nun wohl der Rationalismus mit seinen statistischen Tabellen daher und beweist, wie viele Arbeiter brotlos, wie viele kleine selbstständige Existenzen vernichtet, und wie viele wertvolle überseelische Beziehungen gestört werden müssen, wenn alle plötzlich vom Tabakgenuß lassen würden. Mit ihm aber wollen wir uns nicht einlassen. Der Tabak ist und bleibt ein Genussmittel, für das die äußerste Einschränkung geboten ist.

Lustige Ecke

Galgenhumor

„Die Papierpreise steigen fortwährend.“ „Das ist ja so“ recht, — auf die Weiß steigt unser Papiergeld da so an Wert.“

Der Rubin

„Das möcht ich halt noch erleben, daß der Vollmond mal vieredig aufgeht!“

Der Schalterbeamte

„Wie ich merke, behandeln Sie junge, hübsche Mädchen mit ausgezeichneter Liebenswürdigkeit, während Sie den übrigen Schaltergästen gegenüber ziemlich grob sind. Das macht keinen guten Eindruck. Ein richtiger Beamter muß ohne Ansehen der Person jeden gleichmäßig grob behandeln!“

Der Besuch des Verehrers

Wirtschafterin: „Diesen Abend beim Essen muß er mir eine Liebeserklärung machen, darum habe ich den Tisch dranhängen in der romantischen Laube gedeckt. Jetzt warre ich noch, bis die Nachtigall anfangt zu singen und der Mond durch die Wolken kommt, dann bringe ich die beliebte Kaldschake hinaus!“

Die Palata

Der kleine Frid: „Für jämmerliche dreißig Silberlinge hat Judas den Heiland verraten!“ Der kleine Moritz: „Kann man wissen, wie damals die Palata war?“

Aus der Schule

Lehrer: „Die Schönbürger hatten also ihr Rathaus erbaut, hatten aber die Fenster vergessen. Da kam ein Schalk nach Schönb. Welchen Rat gab er den Bürgern?“ — Schüler: „Sie sollten das Gebäude als Kienstopp verwenden.“

Kindheit

Ein alter Herr spaziert durch den Stadtpark und sieht auf einer Bank einen kleinen Jungen, der in die Ferne blickt, wo sich der Abendhimmel langsam röte. Gerührt von der Verfunkenheit des kleinen Jungen, setzt sich der alte Herr neben ihm und sagt: „Siehst du, mein Junge, das freut mich, daß du so viel Gefühl für die Schönheiten der Natur hast. Beobachtest du den Sonnenuntergang jeden Abend?“ — „Ja, Sonnenuntergang?“ — „Sagte der Junge, „do bräunt unsere Schule ab!“

Rebengedächtnis

Es war in der Staatsoper. Vor mir saß eine corpulente, schmuckbeladene Dame, die dauernd scheußliche Geräusche verursachte. Schließlich hat ich sie höflich, doch nicht so mit ihrem Stuhl zu quetschen.

„Das ist doch gar nicht mein Stuhl“, erwiderte sie gekränkt, „ich lutsche ja bloß einen Bonbon!“

Scherzfrage

„Wessen Ungezogenheit schmerzt uns am meisten?“ „Die des hohen Jahns.“

„Die Erfindung ist gut, Smith. Kommen Sie mit zum Büro!“

In dritt gingen sie nach dem Sandhauser zürd. Mit Violet hatte ihre Reueger befriedigt und wollte nach der Hauptstadt zürd. Mister Klifferton hat sie, zu warten, aber Violet hatte eine dringende Verabredung zum Tennis, und sie vernachlässigte nicht gern ihre Pflichten. So blieben die beiden Herren allein.

„Sie wollen mir die Erfindung für zweihunderttausend Dollar verkaufen, Smith?“ „Für dreihunderttausendfünfundzwanzig würde ich sie Herrn Morgan anbieten.“

Klifferton nickte ernst.

„Sie sollen die verlangten dreihunderttausend haben, Smith.“

„Ich habe noch eine Bedingung. Ich verlange, daß die Erfindung nach mir benannt und auch ausgeführt wird, sonst müßte ich annehmen, Sie laufen sie nur, um mich unschädlich zu machen, damit sie weiter ihre glücklichen Granaten herstellen können.“

Ich werde sie ausführen. Morgen sollen die Arbeiter beginnen, wenn Sie einverstanden sind.“

„Ich danke Ihnen, Herr Klifferton.“ Im Privatgeschäftszimmer schrieb der Milliardär den Schied aus und entließ Smith mit einem dicken Fünfbanknote. Fünf Stunden später war er wieder in seinem Palaste, wo Violet ihn erwartete.

„Nun“, fragte sie interessiert, denn sie schätzte den entlassenen Sekretär, „sind Sie einig geworden?“

„Gewiß! Und morgen soll die Ausführung beginnen. Ich werde die Mauer um meine Fabrik legen lassen. So kann man sich wenigstens auf vollständige Weise die immer spionierende Konkurrenz vom Leibe halten. Und das ist der Schied schon wert!“

Mister Klifferton lachte vergnügt und ließ sich vom Diener eine seiner gräßlich stinkenden, aber leichten Holländer reichen.

Der Milliardär wehrte höflich ab und verbar damit seine eigene Furchtsamkeit.

„Nur bis an die Grenze, Herr Klifferton, bis dorthin ist ja keine Gefahr.“

Violet machte sich einen Sport daraus. Klifferton rief sie nicht zurück. Es hätte bei ihrem Starrkopf doch nichts genützt. Sondern rief sie zurück, daß sie tatsächlich nicht weiter könne.

„Aber Kind!“

„Es geht nicht.“

Smith bekam einen Schrecken.

„Um Himmels willen, strecken Sie nicht den Arm aus, Miß! Sie sind verloren.“

Da trat sie zurück.

„Und wenn Sie mich jetzt blaffen wollen, Smith?“

„Geben Sie mir Erlaubnis auch auf Ihre Kosten den Beweis zu erbringen?“

„Wenn es nötig ist, ja!“

Smith gab wieder ein Zeichen und schritt dann furchtlos zwischen den beiden ziemlich weit voneinander entfernten Massen hindurch.

„Ich habe die unsichtbare Verbindung jetzt durchbrechen lassen, Herr Klifferton. Sie sehen, es kostet nur einen Griff, diese Mauer niederzubrechen.“ Dann lockte er den Vorfahr heran.

Und wieder ein Zeichen.

„Wollen Sie jetzt Ihren Hund zu sich rufen?“

Klifferton folgte der Aufforderung, und mit mächtigen Schritten legte das edle Windspiel von Smith zu ihm. Nicht vor der unsichtbaren Mauer verlor er es in jähem Erschrecken noch einen Seitenprung, brach aber mitten im Sprünge zusammen und stredte sich tot zu Boden. Auf den Spigen seiner seidenen Hüllhaare tangten elektrische Funken.

Mister Klifferton fuhr für einen Augenblick die Augenbrauen und meinte dann trocken: „Well!“

Smith winkte wieder und durchschritt die Schranke.